

## Der langsame Tod des Präteritums

Stand: 24.06.2018 | Lesedauer: 6 Minuten



Von **Matthias Heine**  
Feuilletonredakteur



Das war einmal: Hänsel und Gretel von den Brüdern Grimm, illustriert von Ludwig Richter  
Quelle: picture alliance / akq-images

„Es ist einmal gewesen“ statt „Es war einmal“: Grammatiker registrieren, dass die Zeitform, die Erzähler seit altgermanischen Zeiten liebten, allmählich verdrängt wird. Thomas Mann rotiert im Grab.

**R**aunend wird auf Deutschlands Spielplätzen das Imperfekt beschworen. Vorschulkinder überraschen ihre Eltern, indem sie reden, wie Thomas Mann und Franz Kafka schrieben: „Du warst ein armes Kind und lagst krank im Bett. Ich war deine Stiefmutter und gab dir nichts zu essen.“ – „Okay, mir half aber mein sprechender Hund.“

Das Bemerkenswerte an solchen Sätzen ist, dass sie sich keineswegs auf die Vergangenheit beziehen, sondern dass mit ihnen eine Spielsituation in der Gegenwart oder unmittelbaren Zukunft ausgehandelt wird, eine Fantasie.

Die Erklärung dafür, dass Kinder das Imperfekt – Germanisten nennen es heute fast ausschließlich Präteritum – verwenden, ist naheliegend. Es ist für sie die Zeitform der

Fiktion. Sie kennen das von den Büchern, die ihnen ihre Eltern vorlesen, und von ihren Hörspielen, die im Kinderzimmer im für Erwachsene oft nervtötenden Dauerbetrieb laufen. So findet eine heimliche Konditionierung statt: Die Narration, die sprachliche Form, in der Erfundenes erzählt wird, ist für Kinder unauflöslich mit dem Präteritum verknüpft.

In diesem Tempus werden seit grauer Vorzeit im Deutschen epische Texte verfasst. Das war schon im aus vordeutsch-germanischer Zeit überlieferten Hildebrandslied so, das anhebt: „Ic gihorta dat seggen...“, auf Neuhochdeutsch: „Ich hörte das sagen, dass sich als Herausforderer einzeln mühten: Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren. Sohn und Vater richteten ihre Rüstung, strafften ihre Kampfgewänder, gürteten sich ihre Schwerter um, die Helden, über die Rüstung, als sie zu dem Kampf ritten.“ Für die Verbindung von Präteritum und Erzählung steht auch die typische Anfangsformel des Volksmärchens: „Es war einmal.“

Die berühmteste Theorie des Präteritums stammt von Thomas Mann, der im „Vorsatz“ zum „Der Zauberberg“ die Rolle des Erzählers definiert: Dieser sei „der raunende Beschwörer des Imperfekts“. Die Handlung des Romans, so schwört Mann den Leser ein, sei „sozusagen schon ganz mit historischem Edelrost überzogen und unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen“.

Womöglich wird diese Zeitform in nicht allzuferner Zukunft selbst mit historischem Edelrost überzogen sein und aus tiefster Vergangenheit herüberhallen, etwas, das man nur noch unvollständig versteht, so wie heute das Hildebrandslied. Denn es gibt Anzeichen dafür, dass das Imperfekt aussterben könnte. Die Germanistin Hanna Fischer hat dafür in einem 500-seitigen Werk mit dem apokalyptisch klingenden Titel „Präteritumsschwund im Deutschen: Dokumentation und Erklärung eines Verdrängungsprozesses“ (erschienen bei De Gruyter) Indizien zusammengetragen.

## **Wie wir reden, so schreiben wir irgendwann auch**

Der Präteritumsschwund erfasse „im Deutschen das gesamte Varietätengefüge“, und zwar schon seit tausend Jahren. Historisch gesehen hätten „die relevanten Sprachwandelprozesse“ bereits eingesetzt, bevor sich die neuhochdeutsche Standardsprache entwickelt habe. Diese „Prozesse“ sind das Entstehen der aus Hilfsverb und Partizip II gebildeten Tempusvariante Perfekt im 8. Jahrhundert und deren Bedeutungsexpansion im folgenden Jahrtausend.

Genau genommen bezeichnen Präteritum/Imperfekt und Perfekt unterschiedliche Aspekte der Vergangenheit: Das erste beschreibt abgeschlossene Ereignisse, das zweite drückt ein Vorzeitigkeitsverhältnis zum Präsens aus.

Aber im Bewusstsein vieler Deutschsprecher sind beide Formen nicht so streng unterschieden – oder, wissenschaftlich formuliert: „Nachdem das Perfekt zu althochdeutscher Zeit grammatikalisiert wurde, expandiert es semantisch und dringt sukzessive in die Bedeutungs- und Funktionsbereiche des Präteritums ein.“ Dieser Vorgang betraf zunächst die Mundarten. In den südlichen Dialekten des deutschen Sprachraums wird statt des Präteritums (*sie spielte, sie ging, sie dachte*) fast ausschließlich das Perfekt (*sie hat gespielt, sie ist gegangen, sie hat gedacht*) verwendet. Dieser Präteritumsschwund lässt sich, so Fischer „auch in der gesprochenen Standardsprache feststellen“.

Weil es ein basales Prinzip der Sprachgeschichte ist, dass sich Tendenzen der mündlichen Rede in der geschriebenen Sprache niederschlagen, könnte das Ende des Präteritums irgendwann auch in seinen Hochburgen – wie eben dem Roman oder Märchen – drohen. Dann begannen die Robotermärchen, die künstliche Intelligenzen der Zukunft uns erzählen, nicht mehr mit „Es war einmal“, sondern mit: „Es ist einmal gewesen.“

Doch der Präteritumsschwund ist nicht bloß literarisch eine bedrohliche Tendenz, sondern auch aus Gründen der linguistischen Traditionsüberlieferung. Denn nur die germanischen Sprachen verfügen über eine Präteritumsform, deren Paradigma, wie Fischer erläutert, „aus einem für das Germanische typischen Zusammenfall von indoeuropäischen Aorist- und Perfektformen entstanden ist“. (Der Aorist ist eine noch viel ältere und heute völlig untergegangene Zeitform.)

Das hohe Alter ist nun auch das Problem des Präteritums. Denn sein sichtbarstes Charakteristikum sind die Ablautvarianten der unregelmäßigen Verben, die sprachhistorisch von ganz weit her kommen: *sie backt, sie buk, es stinkt, es stank, er kriecht, er kroch*. Das erweist sich in der Konkurrenz mit dem Perfekt als Nachteil. Hanna Fischer: „Die komplexe und wenig transparente Formenbildung erschwert den Spracherwerb und die Memorierbarkeit der Präteritumformen.“

Bevor jetzt aber irgendein Migrations-Skeptiker auf die Idee kommt, den Verlust eingewanderten Deutschlernern in die Schuhe zu schieben („Jetzt nehmen uns die Ausländer

auch noch unser germanisches Präteritum weg und machen den Thomas-Mann-Sound kaputt!“), muss klargestellt werden, dass die starken Verben auch beim muttersprachlichen Spracherwerb seit Jahrtausenden unter Ausrottungsdruck stehen.

Der australische Linguist Nicholas Evans hat in seinem Buch „Wenn Sprachen sterben“ geschrieben, es sei ein Wunder, dass es überhaupt noch starke Verben gebe, denn jede Generation von Eltern müsste sie ihren Kindern wieder gegen deren ganz eigene Logik einbläuen. Bevor sie sich das Präteritum von ihren Märchen ablauschen, neigen ganz kleine deutsche Kinder dazu, „Ich bin gestiegt“ zu sagen statt „Ich stieg“ oder auch nur „Ich bin gestiegen“.

Aufgrund all dieser unvorteilhaften Faktoren wird es vielleicht schon bald einen Kafka 2.0 geben, der seine Novellen so beginnt: „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwacht ist, hat er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt gefunden. Er hat auf seinem panzerartig harten Rücken gelegen und, wenn er den Kopf ein wenig gehoben hat, hat er seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch gesehen.“

Aber womöglich dämmert deswegen nicht gleich der Untergang des Deutschen, wie ihn unlängst der Schriftsteller Eugen Ruge wieder einmal vorhergesagt hat. Andere Tempora bieten ja auch erzählerische Möglichkeiten. Einer der größten Romane aller Zeiten beginnt im Perfekt, obwohl er sogar die von Thomas Mann beschworene „Verlorene Zeit“ im Titel trägt: „Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.“

Was bei Marcel Proust ein Effekt war, ist bei künftigen Autoren vielleicht der Normalfall. Genaueres wissen die Literaturgeschichten, die im Jahre 2500 geschrieben werden, in welcher Zeitform auch immer.

**Möchten Sie mehr Wortgeschichten lesen? Dann abonnieren Sie hier den wöchentlichen Newsletter „Ein Mann, ein Wort“! (/sprachnewsLetter)**

25.6.2018

Präteritumsschwund: Das Deutsche verliert einen alten Schatz, das Imperfekt - WELT

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/178105990>